

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 31 (1941)
Heft: 41

Artikel: Vom bernischen Schulwesen [Fortsetzung]
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648961>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vom bernischen Schulwesen

V. Die höheren Mittelschulen.

Von den Schweizer Kantonen, die überhaupt höhere Mittelschulen und unter diesen solche gymnastischen Charakters besitzen, ist der alte Kantonsteil Berns einer der wenigen, der keine Kantonschule sein eigen nennt. Ursprünglich, und zwar bis zum Jahre 1877, bestand auch in Bern eine solche. Im eben genannten Jahre aber verfügte ein gesetzlicher Erlaß — das „Gesetz betreffend die Aufhebung der Kantonschulen in Bern“ — der gesamte wissenschaftliche Vorbereitungsunterricht im alten Kantonsteil sei Sache der Mittelschulen und daher könne die Kantonschule in Bern aufgehoben werden. An ihre Stelle traten die von den Gemeinden errichteten Progymnasien und Gymnasien, die heute in den Städten Bern, Biel und Burgdorf unterhalten werden. Die Kantonschule Bruntrut, als einzige höhere Mittelschule des Jura, blieb auch weiterhin staatliche Anstalt und ist es bis auf den heutigen Tag geblieben.

Von allen Schulformen, die das vielgestaltige Bildungswesen der Schweiz und der einzelnen Kantone ausmachen, scheint keine andere dem Gedanken einer demokratischen Volksbildung so fern zu stehen wie das **Gymnasium**. Das findet seinen Ausdruck schon darin, daß man die Maturitätsschule gewissermaßen in einen Gegensatz stellt, indem man sie ausnimmt vom Begriff der Volksschule. Ihr fehlt aber ein eigentlich praktisches, mit dem Leben in unmittelbarer Verbindung stehendes Bildungsziel; denn sie führt nicht in den Beruf selbst, sondern zunächst bloß zur Berufsschule, welche in diesem Falle Universität heißt.

Es wäre aber vollkommen falsch, wenn man das Gymnasium deshalb eine undemokratische Schule nennen wollte. Wohl ist es eine Schule Muserwählter — sollte es wenigstens sein — die Auswahl wird jedoch nicht nach Richtlinien sozialer Art, sondern nach solcher der Qualität der Schüler, nach ihrer Befähigung und Eignung getroffen. Zwischen Volks- und Hochschule stehend, ist auch das Gymnasium eine ebenso demokratische Einrichtung wie Primar- und Sekundarschule und die vielen Arten der Berufsschulen. Es reiht sich bereitwillig ein in die Stufenleiter der Schulen, die von den ersten Jahren der Primarschule hinauf führen zur Universität.

Um die Gestalt des Gymnasiums sind in den Jahren nach dem ersten Weltkrieg heftige Auseinandersetzungen geführt worden, bis dann eine „Verordnung über die Anerkennung von Maturitätsausweisen durch den schweizerischen Bundesrat“ vom Jahre 1925, dem Streit um die Neugestaltung der höheren Mittelschule ein wenigstens vorläufiges Ende bereitete. Heute unterscheidet man **drei Typen** von Maturitätsschulen: Das humanistische Gymnasium mit Latein und Griechisch (Typus A), das neusprachliche Gymnasium mit Latein und zweiter, moderner Fremdsprache (Typus B), und das Realgymnasium — auch etwa Oberrealschule genannt — mit besonderer Berücksichtigung von Mathematik und den Naturwissenschaften (Typus C).

Neben diesen drei Typen, die sowohl in Bern, Biel und Burgdorf geführt werden, besteht in Bern noch ein Handelsgymnasium, das jedoch bereits als Berufsschule angesehen wird.

Eine große Sorge aller Gymnasien des Kantons Bern, wie übrigens auch derjenigen der übrigen Schweiz und des Auslandes, war und ist noch heute der übergroße Zudrang. Seitdem für das juristische Studium ebenfalls die Lateinmaturität als Grundlage gefordert wird, ist dieser Zudrang besonders groß zur Literarische, also zu den Typen A und B. Dies alles ergibt sich mit aller Deutlichkeit aus den Schülerzahlen, die wir dem Bericht der kantonalen Erziehungsdirektion über das Jahr 1940 entnehmen. So zählt das Gymnasium Bern insgesamt und in den Klassen Tertia bis Oberprima 627 Schüler und Schülerinnen, von denen auf den Typus A 104, den Typus B 209 entfallen, während die Realschule 171 und das Handels-

gymnasium 143 Schüler und Schülerinnen zählen. In Burgdorf verteilt sich die Gesamtschülerzahl wie folgt: A: 22; B: 74; C: 27; in Biel: A: 23; B: 76; C: 30.

Wir haben die Ursache teilweise schon angedeutet: Das Maturitätszeugnis der Typen A und B gibt dem Schüler wesentlich mehr Möglichkeiten für sein künftiges Studium, als dasjenige der Realschule. Während die theologische Fakultät einzig den Abiturienten des Typus A offen steht, verlangen die medizinische, veterinär-medizinische und juristische Fakultät die Lateinmaturität, die dem Maturanden des Typus C verschlossen sind, es sei denn, er unterziehe sich einer Ergänzungsprüfung in Latein. Die Realmaturität endlich führt ans Polytechnikum und zur mathematisch-naturwissenschaftlichen Abteilung der philosophischen Fakultät, deren sprachlich-historische Abteilung wiederum die Typen A oder B erheischt.

Auch hier spielt die Forderung einer verhältnismäßig frühen Entscheidung — der der Lateinunterricht setzt in der 7. Klasse des Progymnasiums ein — keine geringe Rolle. Nicht alle Schüler und Schülerinnen haben ihre Berufs- — in unserem Falle Studienwahl — bereits so früh endgültig getroffen. Da werden sie, wenn irgend möglich, das Lateingymnasium wählen; denn die Lateinmaturität ist tatsächlich zu einem Schlüssel geworden, der später alle Türen des akademischen Studiums öffnet.

Damit sind aber weder alle Nöte noch alle Fragen der höheren Mittelschule gymnastischen Charakters erschöpft. Die Anforderungen, welche die Universität an die Gymnasien stellt, haben im Allgemeinen zu einer starken Überlastung des Lehrprogrammes und damit der Gymnasialisten geführt, so daß der höheren Mittelschule recht oft und nicht selten mit einigem Recht der Vorwurf gemacht wird, sie sei wohl eine gute Lernschule, sie vernachlässige aber in hohem Maße die Erziehung der Schüler. Und wenn ein schweizerischer Schulmann, Professor Max Zollinger aus Zürich, schreibt: „Der größte Fehler unserer höheren Schulen und die eigentliche Ursache der von Stufe zu Stufe wachsenden Schulunlust der reisenden Jugend liegt in der Starrheit unserer Schulformen, in der völlig ungenügenden Anpassung der Schulforderungen an die fortschreitende Entwicklung des jugendlichen Menschen“, so dürfte dies den Kern aller Fragen des gymnastischen Unterrichts und gymnastischer Bildung treffen. Dieses von Professor Zollinger angedeutete Ziel zu erreichen, ist schwer. So lange die Gymnasien durch die bereits erwähnte bundesrätliche Verordnung in ihrem Aufbau und in ihrem Lehrprogramm eingeengt bleiben, dürfte es wohl kaum möglich sein. Eine Anpassung der Schule an die Jugend aber fordert auch vom Lehrer Umstellungen, die nicht so einfach sind und dem und jenem Unterrichtenden schwer fallen dürfte. So warten denn auf dem Gymnasium noch viele Probleme, die es zu lösen gilt. Denn auch das Gymnasium hat keine tote Materie sondern lebendige, junge Menschen mit Fleisch und Blut zu bilden.

Unter den vielen Berufsschulen der höheren Mittelschule, Handelsschulen, Gewerbeschulen, Techniken usw., greifen wir noch heraus die **Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten**. Der Kanton Bern besitzt nicht weniger als drei Lehrer- und vier Lehrerinnenseminarien, je eines für den Jura und zwei bzw. drei für den alten Kantonsteil, von denen wieder je eine Anstalt privater Natur ist.

Im Vordergrund der Fragen der Ausbildung bernischer Primarlehrkräfte steht zur Zeit die Verlängerung der Ausbildungszeit für Primarlehrer, das **fünfte Seminarjahr**. Wir haben bereits bei Erwähnung des Überflusses an Primarlehrern auf diese Forderung hingewiesen und möchten hier bloß noch betonen, daß die Bekämpfung des Lehrereüberflusses selbstverständlich weder den einzigen, noch den wichtigsten Grund für eine Ver-

längerung des Primarlehrerstudiums darstellt. Vielmehr hat langjährige Erfahrung gezeigt, daß besonders die berufliche Ausbildung des angehenden Lehrers eine ungenügende ist. Diese muß heute noch vollkommen neben der wissenschaftlichen Bildung betrieben werden, während schon vor etwa zehn Jahren bei der Primarlehrerinnenbildung wissenschaftlicher und beruflicher Unterricht getrennt worden sind. Das fünfte Seminarjahr soll also nicht etwa eine Vermehrung des am Seminar zu unterrichtenden Lehrstoffes bringen, sondern es soll ermöglichen, daß

der angehende Lehrer eine gründlichere Bildung in allen, die Ausübung des Berufes betreffenden Dingen, erhält. So soll ein längeres Schulpraktikum Gelegenheit geben, bei einem tüchtigen Lehrer gewissermaßen eine Art Lehre durchzumachen, eine Einrichtung, die sich bei der Lehrerinnenbildung in hohem Maße bewährt hat. Da überdies ein fünftes Seminarjahr den Lehrer ein Jahr später und also ein Jahr älter in den Beruf hinaus treten ließe, dürfte sich für die Schule davon sicher nur Vorteile ergeben.

(Schluß folgt.)

Erziehung durch Musik

wef.— Sie glauben vielleicht, daß ich Ihnen von Tonleiterstudien und knifflischen Fingerfäßen vorschwärmen werde, um Sie zu veranlassen, Ihrem Kinde zwangsweise Musikunterricht erteilen zu lassen? Weit gefehlt! Schon über den Begriff Musik liegen sich die Leute ja in den Haaren. Über volkstümliche oder klassische Musik führen beispielsweise die Radiohörer seit langem einen erbitterten Kampf, der jedem anständigen Menschen mißfällt, doch führt dies nur zu größerer Spaltung zwischen denjenigen Parteien, die entweder ihr Heil bei Jodel, Handorgel, Saxophon suchen, oder ihre Befriedigung nur in der Wiedergabe sogenannter klassischer Musik finden. Beide Parteien sind sehr unverträglich und gehässig. Schade. Im praktischen Leben bedarf der eine neben seiner Berufstätigkeit einer Anspannung, der andere einer Entspannung. Manche erkämpfen sich ihr Sportabzeichen, andere machen sich nützlich im Garten, einige bereichern ihr Wissen durch Lektüre, wieder andere suchen Unterhaltung und Tanzmusik; daneben gibt es noch welche, die Erbauung und neue Kraft suchen in den unvergänglichen Werten der Kunst. Doch all dies braucht nicht erst zerlegt und auf seine Wichtig- oder Wichtigkeit geprüft zu werden. Es läßt sich nicht fortkeugnen, könnte somit ganz friedlich nebeneinander leben. Jeder von uns darf wählen, was seiner Art entspricht. Nur etwas ist verpönt: Bequemlichkeit, Gleichgültigkeit, Nachlässigkeit. Jeder von uns hat die Pflicht, an sich zu arbeiten, sich zu erziehen. So, wie wir Klugheit und Körperkraft energisch fördern, so bedarf auch unser kostbares Inneres einer Weiterentwicklung. Gerade in diesen Zeiten der Realistik müssen wir die Phantasie der Jugend wecken und sie zu den wirklichen geistigen Werten hinführen, damit ihr durch diese Erziehung der Weg zum künstlerischen Verständnis und Genuß offensteht. Der ethische, hohe Wert der Tonkunst wirkt selbsterzieherisch und wird der Jugend zum unentbehrlichen Bedürfnis.

Natürlich geht's nur stufenweise aufwärts. Die moderne Erziehungsmethode beginnt nicht mehr mit trockenen Übungen oder mit der Sorge um die Instrumentenwahl. Was sie in aller erster Linie bezweckt, ist, im Kinde die Freude am Musizieren zu wecken. Die munteren Kinderlieder zeigen den richtigen Weg und im praktischen Schulgesang werden alsdann die elementaren Grundbegriffe verständlich gemacht. Dann folgen vielleicht die ersten Versuche mit einer Blockflöte, was zur Erweiterung der Notenkenntnisse führt, das Melodiegedächtnis spielerisch fördert, dem Kind eine rhythmische Sicherheit gibt und Freude am Zusammenspiel weckt. Damit erwacht bereits der Sinn für gute Hausmusik. Die Folge wird sein, daß das Kind nach dem Erlernen eines anderen Instrumentes verlangt. Das Klavier ist unstreitig das gebräuchlichste im Familienkreis und befriedigt am ehesten wegen seiner Mehrstimmigkeit. Streichinstrumente dagegen geruhen erlernt zu werden, entschädigen aber später vielfach dafür. Manchem Musik-Liebhaber bleibt die Mitwirkung in einem Orchester oder Streichquartett die größte Freude seines Lebens. Auch Holz- und Blechbläser sind stets gesucht, doch ist ihr Studium wohl eher zweckbestimmt. Es ist auch nicht aus-

schlaggebend, für welches Instrument man sich entschließt, Hauptsache bleibt, daß man sich demjenigen Studium, für das man sich einmal entschieden hat, mit Geduld und ohne Zwang widmet.

Die Wahl des Lehrers ist von großer Wichtigkeit. Seine individuelle Einfühlungsgabe und sein Verständnis für die gesunde Musizierlust der Jugend sind für die Entwicklung des jungen Musizierers ausschlaggebend. Wie die verschiedenen Vortragsübungen der letzten Wochen gezeigt haben, verstehen es unsere bernischen Musiklehrer ausgezeichnet, neben gut fundiertem, technischem Rüstzeug auch die Begeisterung für das Schöne in der Tonkunst zu wecken. Die beiden Vortragsübungen unter Mitwirkung des Berner Stadtorchesters gaben einer großen Zahl gereifter Schüler des Berner Konservatoriums Gelegenheit, sich über ihre solistische Reise auszuweisen. Das Resultat ist sehr befriedigend. Man fühlt, welche intensive Arbeit neben dem Instrumentalstudium an der persönlichen, inneren Erziehung der Schüler auf das Verständnis der Werke hin geleistet wird und freut sich, daß die Zeit des in seiner Routine erstarrten Musiklehrers doch vorbei zu sein scheint. Dasselbe trifft auch zu auf die letzten Vortragsübungen der Musikpädagogischen Vereinigung Berns, die etwa 150 freierwerbende, diplomierte Künstler umfaßt.

Wir leben in einem Zeitalter der Mechanisierung. Schallplatten und Radio konnten aber doch nicht das gesunde Bedürfnis nach eigenem musikalischen Ausdruck erticken. Erziehen wir unsere Jugend, damit sie nicht im Materialismus verkommt. Lehren wir sie verstehen, daß es außer dem fröhlichen Ländler, dem letzten raffigen Schlager oder der unterhaltamen Konservenmusik auch noch etwas Weiteres gibt, das sich lohnt beachtet zu werden. Die Jugend wird dadurch nicht nur zur guten Musik erzogen, sie wird durch gute Musik erzogen.

Im gastlichen Heim

ALLZEIT BEREIT

